

Diogenes Taschenbuch 24543



Liebe

*Geschichten über das
größte Gefühl der Welt*

Ausgewählt von
Anna von Planta
und Noemi Bünzli

Diogenes

Mitarbeit: Shelagh Armit
Nachweis am Schluss des Bandes
Covermotiv: Illustration von Emma J Hardy
Copyright © Emma J Hardy

Originalausgabe

Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten

Copyright © 2020

Diogenes Verlag AG Zürich

www.diogenes.ch

100/20/36/1

ISBN 978 3 257 24543 1

PATRICIA HIGHSMITH

The Bloomingdale Story

Ich sehe sie im selben Augenblick, in dem sie mich sieht, und ich liebe sie auf der Stelle. Auf der Stelle bin ich zu Tode erschrocken, weil ich weiß, daß sie weiß, daß ich erschrocken bin und sie liebe. Obwohl sieben Mädchen zwischen uns sind, weiß ich, weiß sie, daß sie zu mir kommen und sich von mir bedienen lassen wird. (Denn wir haben einander zu lange in die Augen geblickt, sie in der unverändert versonnenen Haltung, als betrachte sie die Puppen hinter der Theke, hinter der Auslage, doch ihre Augen auf meine geheftet wie meine auf ihre – als wären wir miteinander vertraut. Und die Eingeweide fielen in mir hinunter, und das Blut stieg mir in den Kopf, und mir brach der Schweiß aus, bevor ich mich regen konnte.)

Sie verlangt einen Puppenkoffer. Sie deutet beiläufig darauf, stützt sich dabei auf die Theke. Sie trägt einen weichen Pelzmantel, einen unauffälligen Hut, sie hat blonde Härchen, gepudert, auf der Oberlippe, einen festen, vollen Mund und diese herrlich wissenden, intelligenten grauen Augen, in denen ich so viel wissende Fröhlichkeit sehe – so viel Zärtlichkeit, denn sie schaut niemals, ohne zu *sehen*.

Ich empfehle ihr, die Puppenkleidung woanders zu kaufen, denn die von uns geführte taugt nicht viel. Beiläufig kauft sie ein Krokodillederköfferchen für 7,50 Dollar und

will es per Nachnahme zugeschickt bekommen; ihr Name enthüllt sich unter der Spitze meines Stifts wie ein herrliches Geheimnis, das ich nie vergessen werde.

»Sie geben mir das Ausstellungsstück? Ihre Vorgesetzten werden einen Schreikrampf kriegen, stimmt's?«

»Das ist einfacher, als ein zweites herauszusuchen«, murmle ich, und ich wünschte, ich hätte die *arrière-pensée* laut gesagt.

»Dieser Laden heißt nicht umsonst Bloomingdale's.«

Während ich noch schreibe, kommt eine stellvertretende Abteilungsleiterin und teilt mir mit, ich solle mich im Abteilungsleiterbüro einfinden. Und ich erröte noch heftiger. Die Dame meines Herzens steht wenige Handbreit von mir entfernt!

»Machen Sie nur keinen Fehler«, warnt sie mich beiläufig.

Und ich wünschte mir von ganzem Herzen, sie hätte gesagt: »Was haben Sie zum Lunch vor?«, denn für mich schwingt es ganz deutlich im Ton ihrer Stimme mit. »Was haben Sie heute zum Lunch vor?« Warum sagt sie es nicht? Ich schäme mich wegen meines billigen Rocks, meiner tristen schwarzen Hemdbluse, meiner demütigenden Mokassins, als ich ihr den oberen Abschnitt des grünen Bestellzettels bringe. Sie steht an der Theke mit Puppenkleidung.

Und im nächsten Augenblick, als ich wieder hinsehe, ist sie zurückgekommen. Sie kauft eine Puppe, sieht mich immer noch an, und als ich mich vorbeuge, um ihre Adresse abermals aufzuschreiben, und so tue, als hätte ich sie mir nicht gemerkt, höre ich in dem Ton, den ich erwartet hatte,

was ich erwartet hatte, wenn auch nicht in den erwarteten Worten: »Wohin geht man hier zum Lunch?«

Und als ich zögere, denn es ist eine zweideutige Frage: »Wohin gehen Sie heute zum Lunch?«, während ihre Augen durch die Glastheke nach unten blicken.

»Ich kann überallhin gehen«, antworte ich leise, in panischer Angst, Miss Henderson könnte auch nur zu uns herübersehen.

»Wollen wir uns am Ausgang zur Fifty-ninth Street treffen?« Sie blickt auf und schenkt mir ein schnelles, kleines Lächeln, und wieder die tiefe Stimme: »Wir könnten eine Kleinigkeit zusammen essen.«

Den restlichen Vormittag über zeichnen meine Finger lange schwache Linien unter ihren zusammengepreßten Umrissen, und ich führe mit unermüdlicher Geduld und komplett hirnlos Puppen vor. Mit meinen kalten, jämmerlichen, zitternden Händen mache ich Toilette, so gut ich kann.

»Wie heißen Sie?« sagt sie freundlich lächelnd, als wir auf den Gehsteig treten.

»Lisette Freyer.« Nein, ich arbeite hier noch nicht lange. Ich wohne allein in einem Zimmer an der Sixty-fifth Street. Meine Eltern sind tot. Ich bin achtzehn und habe gerade die High-School beendet. Ich sage ihr nicht, daß die High-School ein Waisenhausinternat war. Ich erzähle ihr nichts von Schwester Penelope, die ich verehrt habe und an die ich ständig denke, eine hübsche junge Schwester mit blassem Gesicht, ruhigen grauen Augen, einem spitzen Kinn. Denn heute vormittag hat Mrs. Senn Schwester Penelope weit weg und weit unter sich verbannt. Wir gehen zu Long-

champs, und Mrs. Senn schlägt mir vor, wie sie einen Old-fashioned zu trinken. Und noch einen. Ich starre auf ihren Lippenstift: Er hat ein goldenes Futteral – echtes Gold, wie mir klar ist, wie echte Juwelen –, das wie eine längliche Kiste geformt ist, mit Riemen und Metallbeschlägen an den Ecken. Ich schaue auf die dunklen Vertiefungen zwischen den erhabenen Stellen der Kiste, als enthielten sie ein für mich bestimmtes Geheimnis, und sie sagt:

»Was tun Sie gerne in Ihrer freien Zeit?«

Soll ich ihr sagen, daß ich am liebsten träume? Daß ich kleine Bastmatten flechte, zeichne, oft lange und langsam spazieregehe, meistens lese, daß ich aber am liebsten einfach an irgendeinem Fenster träume und ganz sicher bei jeder Tätigkeit träume, sogar hinter der Theke bei Bloomingdale's? Aber ich weiß, daß ich ihr das nicht zu sagen brauche. Sie weiß es auch so. Ich liebe die Wärme ihres Drinks in meinem Inneren, doch er ist wie sie – schwer zu schlucken, erschreckend, stark im Mund, nicht einfach.

»Sie sind ein sehr hübsches Mädchen«, sagt sie, als der Kellner gegangen ist, nachdem er zwei dampfende, butterduftende Teller mit pochierten Eiern auf Spinat serviert hat.

Es ist, als spräche sie von einer Puppe, so beiläufig sagt sie mir, daß ich hübsch sei. »Ich finde, Sie sind wundervoll«, erwidere ich mit dem Mut, den mir der Alkohol einflößt, und mir ist egal, wie es klingen mag. Denn ich weiß, daß sie es sowieso weiß. Während des Essens wird die Idee, die bisher höchstens andeutungsweise irgendwie bei mir präsent war – schon so lange, daß ich nicht mehr weiß, wann es angefangen hat –, zum konkreten Wunsch: Ich will im Bett liegen und heiße Milch gebracht bekommen. Ich will, daß

sie mir heiße Milch bringt! Die Worte liegen mir auf der Zunge, ich fühl's wegen des Alkohols, ich beiße mir auf die Zunge und weiß doch, daß sie so unaussprechbar sind wie eh und je. Im Bett liegen. Ja, sogar in *ihrem* Bett! *In ihrem!* Ein bißchen krank zu sein (krank genug, um ein bißchen zu leiden!), zu krank, um das zu tun, was ich normalerweise an jenem Tag täte, ins Bett gebracht zu werden und heiße Milch gebracht zu bekommen –

»Warum leben Sie allein?« fragt sie wissend, zärtlich, und bevor ich es gewahr werde, habe ich ihr meine ganze Lebensgeschichte erzählt.

Doch nicht in allen ermüdenden Einzelheiten! In sechs Sätzen, mit Humor, als beträfe all das mich nicht mehr als eine Geschichte, die ich gelesen hätte! Und es gelingt mir, sie zum Lächeln zu bringen. Ich sehe, daß sie meine Nägel betrachtet – kurz, ordentlich, sauber, doch unangekränkt von jeder Maniküre –, meine hellrosa Reyonbluse, meine gewöhnliche kleine Sportarmbanduhr. (*Was für eine öde Erscheinung!, denke ich.*)

Ich veranschlage ihr Alter auf fünfunddreißig, erregende fünfunddreißig. Ich denke schon daran, wie glücklich ihr Ehemann sein muß.

»Was machen Sie am Samstag?«

»Ich ruhe mich aus«, sage ich und lächle. »Und was machen Sie?«

(*Warum trinken Sie? Wenn jemand die Antwort darauf wüßte, gäbe es keine Alkoholiker.*)

»Ich ruhe mich aus. Hätten Sie Lust, mich zu besuchen?«

Ich muß also hingehen. Bis Samstag lebe ich von der gänzlich unmöglichen Hoffnung, sie könnte wiederkom-

men und in der Spielzeugabteilung noch etwas kaufen oder mich sogar noch einmal besuchen. Ich arbeite schlecht, aber glücklich, mit unerschöpflicher Geduld.

Am Samstagvormittag holt sie mich um halb elf an der Ecke Sixty-fifth Street und Third Avenue ab. Ich vermute, daß sie mich nicht zu Hause abgeholt hat, um mir die Beschämung zu ersparen, daß sie sieht, wie häßlich das Haus ist. Wir fahren also nach Ridgefield, New Jersey. Der Lincoln-Tunnel ist am aufregendsten. Ich wünschte – ich wünschte, er bräche ein und begrübe uns beide unter sich, so daß unsere Leichen gemeinsam geborgen würden, und ich bin noch unzurechnungsfähiger, als ich es nach den zwei Old-fashioned war.

»Es ist niemand da – bis auf das Hausmädchen«, bemerkt sie, als wir auf dem Kies der Auffahrt aussteigen, die vor dem Haus einen Halbkreis beschreibt.

Sie führt mich ein wenig im Haus herum – Badezimmer, Küche –, als würde ich mit ihr dort leben, und sonderbarerweise zugleich so, als glaube sie nicht, daß ich jetzt dort mit ihr leben würde.

»Mein Schlafzimmer.« Das sagt sie auf der Schwelle eines Zimmers mit Möbeln mit geblühten Chintzbezügen, grüner Holztäfelung, einem großen roten Farbtupfer über dem Toilettentisch und einer überwältigenden Atmosphäre von Sonnenlicht, obwohl keine Sonne hereinscheint und im Zimmer der bleiche, kühle Schatten des frühen Abends liegt. Das Bett ist ein Doppelbett. Und auf der dunklen Kommode am anderen Ende des Zimmers liegen militärisch aussehende Bürsten. Vergeblich sehe ich mich nach einem Bild von ihm um.

»Haben Sie Kinder?«

»Nein«, sagte sie seufzend, berührt ihr kurzes, lockiges braunes Haar, verzieht ihren schönen, intelligenten roten Mund. »Nein, keine. Möchten Sie eine Coca-Cola?« Sie öffnet die Wandverkleidung im Flur, und das leise Summen eines kleinen Kühlschranks wird lauter. Im ganzen Haus sind keine Geräusche zu hören außer denen, die wir machen.

Wir gehen über den Rasen, durch den Garten, der sie nicht zu interessieren scheint, und bald ist Zeit fürs Mittagessen – kalter Aufschnitt, in der Küche, ohne Drinks. Wie töricht wäre jetzt ein Drink! Wie sollte ich noch verzauberter sein können?!

»Was würden Sie gern tun?«

»Ich bin glücklich«, erwidere ich. Und als sie mir eine andere beiläufige Frage über das Kaufhaus stellt, in dem ich arbeite, erzähle ich ihr eine komische Anekdote, die ich mir bereits sorgsam zurechtgelegt hatte.

Sie läßt ihr Essen stehen und mischt sich in einem hohen Glas einen großen Highball. Nach dem Essen trinkt sie einen zweiten. Sie führt mich ins Wohnzimmer, besteht darauf, daß ich Klavier spiele, alles, was mir einfällt, und hört geistesabwesend, aber gleichzeitig hingerissen zu, als ich etwas Mozart spiele. Ich habe über ein Jahr nicht mehr gespielt.

»Sind Sie müde?« Die Frage gilt nicht dem Augenblick, sondern aller Zeit.

»Ja.«

Und dann tritt sie zu mir, berührt mich mit ihren herrlichen Händen – ein wenig geädert, beweglich, stark, mit

roten Nägeln – und küßt mich zuerst auf die Stirn, ein Kuß mit leisem Druck, und dann – sanft – auf die Lippen.
»Kommen Sie!«

Und sie führt mich in ihr Zimmer, fordert mich auf, mich auszuziehen. »Sie können auf meiner Seite schlafen«, sagt sie und bringt mich ins Bett, als wäre ich ein Kind, in einem alten Nachthemd von ihr. »Ich bedaure, aber in dem Gästezimmer ist kein Bett«, sagt sie, und ich spüre sofort, daß sie ein Kind hatte und es verloren hat, obwohl ich weiß, daß ich es nie über mich bringen werde, sie danach zu fragen.

»Wie alt sind Sie?«

»Achtzehn.« Wie alt das klingt! Es beschämt mich! Es klingt älter als einundachtzig!

»Was hätten Sie gern?« fragt sie, als sie mich in ihre Arme nimmt. Sie sitzt neben mir auf dem Bett. Ich bin zu ekstatisch glücklich, um zu antworten. Ich habe keine weiteren Wünsche! Sogar die heiße Milch käme mir jetzt vor wie ein sinnloses Anhäufen von Gaben, wie ein lächerliches Zuviel!

»Was hätten Sie gern?«

»Nichts weiter«, flüstere ich.

Ihre Ruhelosigkeit macht mir große Sorgen. Sie steht auf, setzt sich, steht wieder auf, geht ein paar Schritte und zündet sich eine Zigarette an. Über die Zigarette muß ich unwillkürlich lächeln. Ich liebe die Zigarette, liebe es, sie rauchen zu sehen.

»Was hätten Sie gern, etwas zu trinken?«

Ich weiß, daß sie Wasser meint. Ich entnehme es der Zärtlichkeit ihrer Augen, der Sanftmut ihrer Stimme, als wäre ich ein krankes Kind. Und da sage ich es:

»Etwas heiße Milch.«

Und liege in angespannt entspanntem, erwartungsvoll erfülltem Zustand, die Zunge am Gaumenbogen, bis sie wiederkommt. Die Treppenstufen hochsteigt und mit meiner heißen Milch in einer Tasse auf Untertasse wiederkommt. Die Milch habe gekocht, sagt sie, und eine Haut bekommen, und entschuldigt sich dafür. Aber mir gefällt es gut, weil ich weiß, daß es zu ihr paßt. Dann stellt sie mir drei Fragen über mein gegenwärtiges Leben, ob ich glücklich bin, über das Kaufhaus, und da platze ich unwillkürlich mit allem heraus, was ich verabscheue, von meiner Einsamkeit, und zuletzt beginne ich jämmerlich zu schluchzen, und als ich mich wieder in der Gewalt habe, mache ich mir bereits Sorgen, daß ihr Ehemann nach Hause kommen könnte, denn es wird schon dunkel.

Und natürlich weiß sie das, und wortlos verständigen wir uns darüber, daß wir aufbrechen müssen. Es macht mir gar nichts aus, daß sie mich zum Zug bringt, statt mich nach Hause zu fahren. Hätte ich es ertragen können, daß sie nachts allein im Wagen zurückgefahren wäre? Wie vergeht das Wochenende? Ich sehne mich wieder nach dem Kaufhaus, denn das ist meine einzige Hoffnung, sie zu sehen. An diesem Wochenende habe ich sie keine Minute lang nicht vor meinem inneren Auge gesehen! Mehr als der Mittelpunkt der Welt. Ohne sie gab es keine Welt. Und dann wurde das lebendig, was ich mir immer ersehnt hatte: alles übrige. Die großen, eintönigen Straßen, die Warentheken, das Gewimmel, die in die Spüle gefallene und zerbrochene Milchflasche, sogar mein Zimmer, mein Bett wurden unwirklich, eigenartig trist, unwichtig.

Sie kam wieder. Sie lud mich wieder zu sich nach Hause

ein, überlegte es sich dann anders und schlug einen Besuch im Metropolitan Museum vor, überlegte es sich dann wieder anders und fuhr rauchend den Hendrik Hudson Parkway hinauf. Und dann fuhr sie mich weinend – ich war zu diskret, um sie nach dem Grund zu fragen, aber auch, um so zu tun, als merke ich es nicht, und reichte ihr ein Papiertaschentuch – nach Hause. Das Wochenende begann ohne sie. Am Ende des Häuserblocks verlor sich ihr Wagen in einem Tränenschleier, und ich stieg die Treppe hoch, das Souvenir, das ich als Geschenk für sie gekauft hatte, noch in meiner Handtasche, die nackte Puppe mit den langen Haaren (mit Weihnachten aufhören? Die Frau in ihrem Überfluß, das Mädchen mit einem kostspieligen Geschenk, das sie zum Weinen bringt).

Anmerkung: Die Frau bleibt immer dieselbe. Ich kann mir in der Spielzeugabteilung im siebten Stock ein ganzes Buch mit genug menschlichem Geschehen vorstellen. Durchsetzt mit dem Rrrrrrrr Klein-Schornsteins, der immer wieder das Hufeisen des Schienenverlaufs umrundet, den Tunnel durchquert, unablässig seine Ladung aus Baumstämmen und Miniaturkohle keinem Ziel entgegenzieht.

Die Verstopfung der Arbeiterin, bis sie nichts mehr essen kann.

»Miss H.«, sagt die stellvertretende Abteilungsleiterin mit leisem Entsetzen, »Sie machen doch nicht etwa schon Schluß? Es sind noch Kunden da, und es ist erst Viertel vor sechs.«

Rrrrrrrr – die kleine Spielzeugeisenbahn ist noch unterwegs!

»Haben Sie die Puppen, die sich naß machen?«

Anmerkung: Sie richtet den Blick auf die Ränder der Dinge, auf die Textur, die Farbe eines Koffers in Nahaufnahme, im verzweifelten Wunsch, *etwas davon zu haben*.

Eine Frau jubelt, weil sie eine Decke für ihre Puppe gefunden hat, und beginnt ein ernsthaftes Gespräch über den Puppenskianzug, den sie an der nächsten Theke erstehen wird.

Das lesbisch wirkende Mädchen an der Theke mit den Puppenkleidern sagt: »Ah, da ist ja mein kleiner Freund«, und deutet auf die Puppe eines Jungen in Boxerkleidung.

»Aber Jungenpuppen kauft niemand«, sage ich. »Niemand mag sie.«

»Ich schon«, verkündet sie.

Der Strumpf, zerschmettert an der Kante des Förderwagens, die demütigenden Doppellaufmaschen, breite Laufmaschen, der Rest dieses Tages. Die wenigen, die Zeit haben, die so denken wie ich, mit denen ich das Einkaufen genieße, während sie von Theke zu Theke schlendern.

Und der Tischtennisball, der unaufhörlich in eines der drei Löcher an der Anzeigetafel springt, in die er fallen muß. Das Klappern, Dröhnen, Klappern, der mechanische Trommler mit seinen zahnstocherdünnen Trommelschlegeln.

Die ernsten, so ernsten stellvertretenden Abteilungsleiter, die die komischsten und traurigsten Figuren sind. Die zerdrückten, verschmutzten Stoffnelken, die sie im Knopfloch tragen. Doch sogar an den zwei jungen Männern, die erst seit zwei Wochen hier sind, kann man die Entstehung von leitenden Angestellten studieren, einen wahrlich er-

schreckend zu beobachtenden Prozeß. Ein grober Fehler wird in der Kassenabrechnung irgendeiner bedauernswerten Verkäuferin entdeckt, doch der junge kleinwüchsige stellvertretende Abteilungsleiter läßt sich keine Erschütterung seiner Selbstbeherrschung anmerken, keinen Humor, kein Erbarmen und keine Strafe außer der allerbittersten – kühle Gleichgültigkeit gegenüber jedweden menschlichen Regungen, die das schwitzende Mädchen haben könnte –, öffnet die Kasse und hakt die Fehler mit seinem Bleistift auf der weißen Rolle von Kassenbelegen ab wie ein Facharzt, der gelassen in unseren lebenswichtigen Organen herumstochert.

Ein fröhliches lavendelblaues und sternengesprenkeltes Pferd grinst und springt von seinem Podest herunter – für wen? Wer hat Zeit, ihm zuzusehen, hat sich jemals ein Menschenwesen, für das diese Spielzeuge geschaffen wurden, zwischen diese Theken in dieser verlorenen Spielzeugwelt verirrt? (Am allertraurigsten sind die Leute, die Puppen kaufen. Diejenigen, die geduldig, verzweifelt, niedergeschlagen ihre Fünfdollarscheine auf die Theke legen und eilig weggehen, irgendwohin.) (Am glücklichsten von allen sind die stolzen jungen Mütter, darunter ein hübsches blondes Mädchen mit »meinen zwei Töchtern – die Vierjährige geht schon einigermaßen vorsichtig mit den Sachen um, aber meine *Zweijährige!* –«) Die Allerglücklichsten sind junge Paare – drei oder vier sah ich, die gemeinsam kamen, um die erste richtige Puppe für ihre Dreijährige zu kaufen, die ihr Glück zeigen und sich mit ihrem Kind freuen, wenn es die Puppe am Weihnachtsmorgen zu sehen bekommt.

Die junge stellvertretende Abteilungsleiterin, das grinsende junge Ding – sooo entgegenkommend – mit blonden Haaren und einer Brille wie ein Clown, die uns erklärt, daß wir den kaputten 24-Dollar-Koffer verkaufen *müssen*, weil er andernfalls morgen heruntergesetzt wird und die Abteilung dann drei Dollar Verlust macht. Sie ist auf dem Weg zur Abteilungsleiterin. Eines schönen Tages wird sie fünf- undvierzig Dollar wöchentlich verdienen! (Die Mädchen flüstern: »Paß auf, daß sie dich nicht *hört*, aber sag der Frau, daß es diese Puppen im Untergeschoß gibt.«)

Das verlogene grinsende italienische Mädchen, Lagonnis, Kay, mit der faszinierenden Unterlippe. Die anmaßende High-School-Göre.

Die Spielzeugwelt innerhalb des kommerziellen Gefängnisses. Der gefangene Traum. Der flatternde Vogel. Das versklavte Kind. (Und, ach, die Plackerei und Langeweile jener, die dieser Marionettenpuppe einer Spielzeugabteilung dienen!) Die verhexte, in den Wahnsinn getriebene Gliederpuppe! *Der versklavte Traum.* Und die *verderbten* Spielsachen, billig, grellbunt, hemmungslos darum buhlend, gekauft zu werden – sie sind der komprimierte Auswurf des schönen Kindheitstraums. Das Kind fällt nur halb darauf herein. Das Kind weiß Bescheid. Während meiner Zeit dort sah ich kein einziges entzücktes Kind. Billige Süßigkeiten sollten verteilt werden.

Die Öde! Der unablässige Betrug an der Jugend! Die Kindheit, die gefangen und hinter einem Preisschild eingekerkert ist. Hinter der kantigen Theke, die für den künftigen Künstler minderwertige Wasserfarben und Tonmodellierpackungen feilbietet, ruht die Verkäuferin mittleren

Alters einen schmerzenden Fuß und dann den anderen aus, und ihre Miene ist gequält.

Die »freien Tage« sprechen für Bloomingdale's: keine Zeit für eine Verschnaufpause von achtundvierzig Stunden, für einen Tapetenwechsel. Nur zum Schlafen reicht die Zeit.